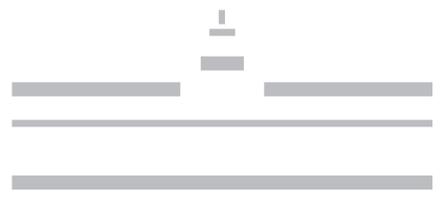


wissen | leben

Die Zeitung der WWU Münster



Ziemlich beste Nachbarn

Drei Institutionen sind im Haus der Niederlande vereint. Im Mai feiert die Einrichtung ihr 25-jähriges Jubiläum. *Seite 3*



Den Molekülen im Körper zuhören

Doktorandin Alexa Hasenbach macht mit der fotoakustischen Bildgebung Entzündungen sichtbar. *Seite 4*



Der Kampf mit dem alltäglichen Mangel

Das Kriegsende vor 75 Jahren bedeutete auch für die Universität Münster einen Neuanfang – ein Rückblick. *Seite 7*

Liebe Leserinnen und Leser,



seit einigen Wochen scheint es nur ein einziges Thema zu geben – aus guten Gründen. Der Einschätzung vieler Experten, Politiker und Kommentatoren, dass es sich bei der Corona-Pandemie um nicht weniger als die weltweit größte Herausforderung seit dem Zweiten Weltkrieg handelt, folgen in den Medien seitdem zahllose Sonderseiten, Brennpunkt-Sendungen und Leser-Aktionen. Der Informationsbedarf steigt in ähnlich exponentieller Weise wie in manchen Ländern die Fallzahlen der Erkrankten.

Das ist die eine mediale Seite dieser beispiellosen Situation. Auf der anderen Seite haben immer mehr Menschen das Bedürfnis, auch über coronafreie Themen informiert zu werden. Ein nachvollziehbarer Reflex, denn wer will schon einzig und allein mit dieser Krise konfrontiert werden? Und so stehen alle Medien vor der Herausforderung, die möglichst perfekte Mischung aus Corona- und virenfremden Informationen bereitzustellen.

Und genauso halten wir es auch mit dieser Ausgabe der Unizeitung. Auf der ersten Seite bieten wir Ihnen mit dem Interview mit dem Rektor unserer Universität und vier weiteren kurzen Infos einen Überblick über die Lage an der WWU in der Krise – selbstverständlich halten wir Sie über unsere Webseiten wesentlich umfangreicher und tagesaktuell auf dem Laufenden.

Auf den anderen Seiten zeigen wir Ihnen, dass es natürlich auch weiterhin ein Universitätsleben jenseits der Pandemie gibt. Wir stellen Ihnen beispielsweise Norbert Köster, den neuen Professor für Historische Theologie und ihre Didaktik, vor. Auf Seite 3 stimmen wir Sie auf das 25-jährige Jubiläum des Hauses der Niederlande ein. Ganz besonders ans Herz legen möchte ich Ihnen die Themenseite zur Privatsphäre im digitalen Zeitalter: An den verschiedenen (Gast-)Beiträgen erkennen Sie schnell, wie wichtig dieses Thema für verschiedene Lebensbereiche ist.

Auch an dieser Stelle wiederhole ich es gerne: Schreiben Sie uns, falls auch Sie eine Themenidee haben oder etwas in der Unizeitung vermissen. Jetzt wünsche ich Ihnen aber vor allem eine anregende Lektüre – und bleiben Sie gesund!

Ihr

Norbert Robers (Pressesprecher der WWU)



Rektor Prof. Dr. Johannes Wessels allein im Schloss: Aufgrund der Corona-Krise wurde der Start des Sommersemesters verschoben.

Foto: WWU - Peter Leßmann

„Wir haben schnell und umsichtig reagiert“

Rektor Johannes Wessels über den Umgang mit der Corona-Pandemie an der Universität Münster

Die Corona-Pandemie hat das alltägliche Leben und Arbeiten auf den Kopf gestellt. Im Interview mit NORBERT ROBERS schildert Rektor PROF. DR. JOHANNES WESSELS, was die Krise für die Universität Münster bedeutet und wie sie mit den Folgen umgeht.

Das Coronavirus war anfangs weit weg – in China. Wann hatten Sie erstmals das Gefühl, dass es auch für uns beziehungsweise für die Universität ernst wird?

Das war am 26. Februar, als es die ersten bestätigten Infektionen in Nordrhein-Westfalen gab. Wir haben am Tag danach einen Krisenstab eingerichtet, um uns einen Überblick zu verschaffen und um uns auskunftsfähig zu machen.

Was waren am Anfang der Krise die wichtigsten Maßnahmen?

Wir mussten vor allem die Kommunikationskanäle und -wege, also die Meldekettens festlegen. Wer kann wann und wo getestet werden? Was muss ans Gesundheitsamt oder an andere Institutionen weitergemeldet werden? In welchen Fällen sind Vorgesetzte einzuschalten? Wie können ‚Erstkontakte‘ informiert werden?

Und in diesem Anfangsstadium hatte jede Hochschule für sich entschieden und agiert – oder gab es auch Absprachen unter den Rektoren oder Kanzlern?

Am Anfang stand jede Hochschule für sich allein da. Nachdem sie alle ihre Meldekettens geklärt und ihre Krisenstäbe installiert hatten, kam die Entscheidung des Ministeriums, den Semesterstart zu verschieben. Das betraf uns alle, und deswegen gab es von dem Zeitpunkt auch viele Absprachen der Hochschulen untereinander, beispielsweise über die Schließung von Bibliotheken oder den Zugang zu Laboren.

Der Krisenstab und Sie mussten schnell sehr viele Dinge regeln. Gab es dabei besonders schwierige Entscheidungen?

Es waren vor allem einige folgenreiche Entscheidungen. Das betraf alle jene Regeln, mit denen wir den üblichen Studienablauf von 45.000 Studierenden und den Arbeitsalltag von mehr als 7.000 Beschäftigten massiv beeinflusst haben. In der sorgfältigen Abwägung von Alternativen waren wir uns der Relevanz dieser Entscheidungen durchaus bewusst.

Wobei es nicht nur einen Krisenstab, sondern mehrere beteiligte Stäbe gibt – warum?

Es gibt seit Beginn der Krise einen Krisenstab, der hinreichend klein sein muss, um handlungsfähig zu sein. Die Planungsstäbe decken verschiedene Handlungsfelder ab, beispielsweise zu Fragen rund um Studium und Lehre, zum Personal, zu IT-Fragen und zu infrastrukturellen Aspekten etwa von technischen Anlagen oder Laboren. Das hat sich sehr bewährt.

Wie haben Sie dabei sichergestellt, dass möglichst alle WWU-Angehörigen möglichst schnell über alles informiert werden?

Wir haben schnellstmöglich eine E-Mail an alle Studierenden und Beschäftigten versandt – an insgesamt über 60.000 Personen. Zudem haben wir sofort auf der WWU-Webseite eine Corona-Rubrik erstellt, in der wir seitdem alle relevanten Infos bereitstellen. Dazu gehören insbesondere die sogenannten ‚FAQs‘, also die wichtigsten Fragen und Antworten, die wir seitdem fast jeden Tag aktualisieren. Etwas ähnliches haben wir in der Kommunikation nach innen im Portal ‚MyWWU‘ aufgebaut.

Und das hat aus heutiger Sicht gut funktioniert?

Um diese Frage zu beantworten, lohnt es sich, die Reaktionen in den E-Mail-Postfächern anzuschauen, die wir extra dafür angelegt haben

– Funktionsadressen wie beispielsweise corona.personal oder corona.it. Jedes Mal, nachdem wir neue Regeln festgelegt haben, landete in diesen Postfächern jeweils eine überschaubare Zahl an Fragen, die uns vor allem zeigten, wo noch präzisiert werden musste. Das war hilfreich, denn kurz nach den entsprechenden Ergänzungen ging die Zahl dieser E-Mails stark zurück. Rückblickend würde ich sagen: Wir haben schnell und umsichtig reagiert und konnten unsere Vorgaben dank der Hinweise aus den Fachbereichen und anderer Stellen zügig präzisieren. Mit dieser ersten Bilanz können wir zufrieden sein.

Niemand kann derzeit wissen, wie sich die Pandemie weiterentwickelt und welchen Einfluss dies auf das öffentliche Leben haben wird. Wagen Sie dennoch eine Prognose – wie wird das Sommersemester aussehen?

Auch ich habe keine Glaskugel. Eines kann ich aber versichern: All unser Handeln steht unter der Maxime, das Sommersemester möglichst nutzbringend und effektiv zu gestalten. Das sehen im Übrigen alle nordrhein-westfälischen Hochschulen genauso.

Eine ausführliche Version des Interviews lesen Sie online unter www.uni-muenster.de/3se3t.

DIE ZAHL DES MONATS

130.000

Bücher über die Niederlande bietet die Bibliothek im Haus der Niederlande gemeinsam mit dem Fachinformationsdienst „Benelux / Low Countries Studies“ an.

INFOPORTAL: Anlässlich der sich rasch ändernden externen Vorgaben und Empfehlungen im Umgang mit dem Coronavirus, die das übergeordnete Ziel verfolgen, die Infektionsrate zu verkleinern, sieht sich die WWU Münster vor immer neue Herausforderungen gestellt. Eine zentrale Info-Seite auf der Webseite bündelt Fragen und Antworten für Lehrende, Beschäftigte und Studierende der WWU. Diese Seite wird laufend aktualisiert.
> www.uni-muenster.de/de/coronavirus-information.html

STUDIE: Geschlossene Einrichtungen, abgesagte Veranstaltungen und ein weitgehend stillgelegtes öffentliches Leben – die Menschen in Deutschland machen derzeit völlig neue Erfahrungen. Welchen Einfluss die Corona-Krise auf soziale Interaktionen und Emotionen im Alltag hat, versuchen Psychologen der WWU um Prof. Dr. Mitja Back herauszufinden. Interessierte sind eingeladen, sich an der zweiteiligen Online-Befragung zu beteiligen.
> <https://formr.uni-muenster.de/EMOTIONS-CORONA>

ZOOM: Um den steigenden Bedarf nach Videokonferenzen auch für Szenarien mit vielen Teilnehmenden abdecken zu können, hat die Universität Münster eine Campuslizenz für „Zoom Meeting“ für zunächst zwölf Monate erworben. Zoom ist als etablierter Anbieter für seine nutzerfreundliche und stabile Software bekannt und wird daher bereits an vielen Hochschulen und in anderen Organisationen eingesetzt. Der Dienst kann mit verschiedenen Endgeräten genutzt werden und bietet zahlreiche zusätzliche Features.

NACHBARSCHAFTSHILFE: Einkaufen, den Hund ausführen oder Post verschicken – viele Menschen, die sich in Quarantäne befinden oder sicherheitshalber zu Hause sind, benötigen derzeit Hilfe im Alltag. Um Suchende und Helfer zusammenzubringen, hat WWU-Absolvent Timo Dümke das Online-Tool „Nachbarschafts-Held“ entwickelt. Auf der Webseite können sich Hilfesuchende sowie Helfer registrieren. Die Plattform soll dazu beitragen, ein lokales Netz von Hilfsangeboten einzurichten.
> www.nachbarschafts-held.de

KURZNACHRICHTEN

Eine Rückkehr in die wissenschaftliche Freiheit

Kirchenhistoriker Norbert Köster diente drei Jahre dem Bischof und beschreitet nun – wieder an der Uni – theologisches Neuland

Manchmal sind es kleine Begebenheiten im Leben, die große Veränderungen nach sich ziehen. Begegnungen beispielsweise, Worte, ein Gebet, schlaflose Nächte. Prof. Dr. Norbert Köster kennt etliche solcher Wegzeichen auf seinen Karrierewegen an der Universität und beim Bistum Münster. Er wusste die Zeichen zu deuten und schlug eine neue Richtung ein. Die Zeit zwischen 2015 und 2018, in der er als Generalvikar an der Seite von Münsters Bischof Felix Genn arbeitete, wurde zu einer persönlichen Zerreißprobe und führte ihn zu einer neuen Aufgabe: als wissenschaftlicher Lehrer und Forscher an der WWU. „Zeichen als Botschaften zu verstehen, ist Teil meines Glaubens“, sagt der Priester, einstige Jugendseelsorger und Inhaber des neu geschaffenen Lehrstuhls für Historische Theologie und Didaktik an der Katholisch-Theologischen Fakultät. Der Weg dorthin war jedoch steinig.

„Ich kann jetzt noch besser Gedanken sortieren und Aufgaben delegieren.“

Wissenschaftler ist der gebürtige Rheinenser durch und durch, schon lange. 1986 stieg der damals 19-Jährige als Theologiestudent ins akademische Leben an der WWU ein. Viele Jahre gehörte er dem wissenschaftlichen Mittelbau im Seminar für Kirchengeschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät an, nach Promotion und Habilitation zuletzt als Privatdozent. So deutlich um seine Leidenschaft weiß er aber erst seit Kurzem.



Die grundlegenden Botschaften von Glauben möchte Prof. Dr. Norbert Köster zeitgemäß und ansprechend vermitteln.



Voll in seinem Element: Prof. Dr. Norbert Köster bei einem Vortrag in der münsterschen Mauritiuskirche über Kirchenbauten und deren Einordnung in den historischen Zusammenhang.

Fotos: WWU - MünsterView

Als Bekannte und Beobachter der katholischen WWU-Theologie 2015 von seinem Wechsel ins Bistum hörten, schlug dem Geistlichen viel Anerkennung und Respekt entgegen. Vom Ruf auf eine Professur an der Universität Linz nahm er daraufhin Abstand. „Der Anruf vom Bischof kam am Vorabend meiner geplanten Fahrt nach Österreich“, erinnert er sich. In seinem neuen „Job“ als Stellvertreter des Bischofs war Norbert Köster Dienstherr über mehr als 700 Mitarbeiter sowie 35 katholische Schulen zwischen Nordsee und Ruhrgebiet. „Ich hatte es mit rund 22.000 Personen zu tun“, sagt der 53-Jährige und

meint damit alle für das Bistum Münster tätigen Menschen vom münsterschen Generalvikariat bis zur kleinsten Gemeinde im Offizialatsbezirk Oldenburg.

Als die Rückkehr an die Universität Münster bekannt wurde, fragten viele Bekannte und Freunde nach den Gründen. Schließlich waren die Einflussmöglichkeiten, manche würden sagen die Macht, in seinem kirchlichen Amt größer als auf einer Professur. Gleiches gilt für die öffentliche Strahlkraft. Er hatte mehr Verantwortung, mehr Aufmerksamkeit. Nur war dies Norbert Köster nicht wichtig. Mehr noch: Es brachte ihn weg von seinem Weg. „Ich las kein Buch mehr. Mein Kalender war schon ein halbes Jahr vorher voll.“ Er beklagt diese Lebensphase aber nicht. „Ich habe viel gelernt, habe das Verwaltungs-Knowhow verinnerlicht, kann jetzt noch besser Gedanken sortieren

und Aufgaben delegieren“, sagt er schmunzelnd und voller Überzeugung. Ja, und warum zurück? „Ich bin kein Machtmensch.“ Wie eine Niederlage klingt das nicht. Ist es auch nicht. Schließlich, das besagen etliche Sinnsprüche, braucht es mehr Mut, sich etwas einzugestehen und zurückzugehen als etwas durchzuziehen.

„Mein Warten, bis sich Klarheit einstellt, hat sich gelohnt.“

Dass die katholische Kirche kein Arbeitgeber ist wie jeder andere, hingegen eine innere Berufung mitzuschwingen scheint, macht den Weg Norbert Kösters dennoch außergewöhnlich. Und einem Bischof abzusagen, dafür braucht es Rückgrat. Ausschlaggebend für seine Rückkehr waren schließlich Begegnungen mit Studierenden und die Tatsache,

dass mit Klaus Winterkamp ein Nachfolger bereitstand. Eine junge Theologie-Hochschülerin, die Kirchengeschichtliches à la Norbert Köster von Anbeginn ihres Studiums erlebt hatte, fragte ihn zudem bei einem der seltenen Treffen, wann er wieder an die Uni zurückkomme. Sollte es eine Schmeichelei sein? Norbert Köster sah es als Zeichen. Als ihm zudem noch bewusst wurde, dass Klaus Winterkamp – „ein Manager durch und durch“ – viel besser in dieses Amt passt, war das Tor geöffnet. „Mein Warten, bis sich Klarheit einstellt, hat sich gelohnt“, sagt er im Rückblick. Er brachte den Mut auf, dem Bischof reinen Wein einzuschenken, und sah sich wieder intensiver in der Hochschulwelt um.

Letztlich kam ihm – wieder ein Zeichen – der neu geschaffene Lehrstuhl in der hiesigen katholischen Theologie gerade recht. Schließlich traf das spezielle Lehrstuhl-Thema – was sagt uns Kirchengeschichte in der Gegenwart? – bei Norbert Köster genau ins Schwarze. „Gerade in der immer komplexeren Welt brauchen wir im privaten Leben und im persönlichen Umfeld grundlegende Botschaften, um das Leben und Brüche darin zu meistern. Das kann der Glaube leisten.“ Der Geistliche blüht auf, wenn er über die Inhalte seiner Profession redet. Er will die Symbole von Religion, Glaube und Kirche wieder neu lesbar machen und den Menschen zeigen, was Kirche in der Vergangenheit neben „dunklen Seiten“ auch Gutes hervorgebracht hat. Impulse für das friedliche Zusammenleben, Aspekte der Moral und der karitative Arm der Kirche seien dafür gute Beispiele. Norbert Köster betont die Notwendigkeit, dass Kirche und Theologie ihre Botschaften aus der Vergangenheit ins heutige Leben und Reden „übersetzen“ und moderne Wege der Ansprache finden.

„Motor für mich ist, dass das Leben vor einigen Jahrhunderten weitaus beschwerlicher und viel ärmer war, aber das Vertrauen, auch durch den Glauben, viel stärker als heute“, sagt er. „Jetzt ist das Leben vielfach leichter, aber oft sind die Menschen weniger vertrauensvoll im Leben unterwegs. Die Symbolkraft und die grundlegenden Botschaften von Glauben möchte ich zeitgemäß und ansprechend vermitteln.“

JULIANE ALBRECHT

IMPRESSUM

Herausgeber:
Der Rektor der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster

Redaktion:
Norbert Robers (verantwort.)
Julia Harth
Stabsstelle Kommunikation und
Öffentlichkeitsarbeit der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster
Schlossplatz 2 | 48149 Münster
Tel. 0251 83-22232
Fax 0251 83-22258
unizeitung@uni-muenster.de

Verlag:
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG

Druck:
Aschendorff Druckzentrum GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung:
Aschendorff Service Center
GmbH & Co. KG
Tel. 0251 690-4690
Fax: 0251 690-51718



Die Zeitung ist das offizielle Organ der
Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.
Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag der Uni-
versitätsgesellschaft Münster e.V. enthalten.

Anzeige

MEDIUM
Mehr als 8.000 Sonderangebote
Restauflagen und Schnäppchen
aus allen Bereichen!

Medium · Rosenstraße 5-6 · Telefon 46000
www.mediumbooks.de



Auf ein Stück Mohnkuchen mit ...

... Tanja Beck, Projektleitung Diversity-Strategie

Offen, herzlich, zugewandt – so könnte man Tanja Beck in drei Worten beschreiben. Eigenschaften, die sich bei ihr nach eigener Aussage allerdings erst in Kanada besonders ausgeprägt haben. 15 Jahre lang war die Metropole Montreal die Wahlheimat der Personalentwicklerin und ihrer Familie. Seit Ende 2018 ist sie wieder in Deutschland. Kanada lässt sie trotzdem nicht los. Das hat vor allem mit dem Arbeitsfeld der 43-Jährigen zu tun. Seit etwas über einem Jahr entwickelt sie eine Diversity-Strategie an der WWU. Dabei profitiert sie von ihrer Vorerfahrung. Denn auch in Montreal kümmerte sie sich an der McGill University um das Diversity-Management und die Studierendenberatung.

Diversity – also Diversität oder Vielfalt – meint unterschiedliche Merkmale von Menschen wie Kultur, sexuelle Orientierung oder Behinderung, die in einer Gesellschaft oder an einer Universität zusammenkommen. „Ich wünsche mir, dass Menschen diese Merkmale anderer Personen nicht nur tolerieren, sondern anerkennen, in ihren Alltag aufnehmen und als Bereicherung des kulturellen Lebens erfahren“, erklärt Tanja Beck. Kanada gilt als ein besonders tolerantes Land – für Tanja Beck taugen daher die kanadischen Hochschulen als Vorbild für deutsche Universitäten. „Ich möchte ein bisschen mehr Kanada an die WWU bringen“, fasst sie das Ziel ihrer Arbeit zusammen.

Ihr Arbeitsfeld gestaltet sich in Deutschland anders als in Kanada. „Die kanadischen Universitäten denken Inklusion viel selbstverständlicher in allen Prozessen mit. Zudem ist der Alltag in Deutschland traditioneller geprägt als in Kanada.“ Vielfalt sei dort ein ausgeprägter Teil des täglichen Lebens, gleichberechtigte Teilhabe gehöre zur Leitkultur der Kanadier. „An der McGill University sieht man das beispielsweise an der Indigenous Awareness Week, in

der indigene Völker ihre Kultur vorstellen. Im Alltag feiert man gerne Feste anderer Kulturen mit“, erklärt sie. Aber auch in Münster erfährt sie viel Interesse von Kollegen. Häufig bekommt sie allerdings die Frage gestellt: „Wie genau soll der Umgang mit Diversität aussehen?“

Genau das erarbeitet Tanja Beck im Austausch mit Kollegen und Vertretern anderer Hochschulen. Bislang hat sie vor allem analysiert, welche Initiativen es an der WWU gibt. „Dazu habe ich viel mit anderen Abteilungen gesprochen, zum Beispiel der Studierendenvertretung und dem AStA. Denn auch die Studierenden sollten einen solchen Prozess unterstützen“, erklärt sie. Ende 2021 soll ein Gesamtkonzept für den Umgang mit dem Thema Diversity stehen. Im Rahmen ihres zweiten Arbeitsbereichs, dem Gendern-Pooling, konzipiert sie zudem Seminare zur Förderung von Frauen in Wissenschaft und Forschung.

Informationen sammeln ist für ihre Arbeit das A und O. „Eine Kollegin sprach mich neulich darauf an, dass sie mich so viel lesen sieht. Das liegt daran, dass all die Ideen, die ich entwickle, theoretisch fundiert sein müssen.“ Das sieht man ihrem Schreibtisch an. Bände über verschiedene Religionen stehen neben Studien über Herausforderungen für Menschen mit Behinderung und Büchern zur Bürgerrechtsbewegung in Amerika. „In Kanada habe ich immer versucht, den Studierenden durch die Auswahl an Büchern auf meinem Schreibtisch ein besseres Gefühl zu geben und zu zeigen, dass ich mich mit ihrem Thema auseinandergesetzt habe“, erzählt sie.

Auch privat lässt Tanja Beck ihre Zeit in Kanada nicht los. „Meine Fehlerkultur hat sich sehr verändert“, sagt sie. „Statt den Hinweis auf einen Fehler als Angriff zu sehen, begreife ich ihn als Chance, etwas besser zu machen.“ Das



Tanja Beck

versucht sie auch ihren Kollegen mit auf den Weg zu geben. Am meisten vermisst sie zurzeit noch die kanadischen Supermärkte. „Früher war es genau umgekehrt“, meint sie, „während unserer Zeit in Montreal haben mir immer die deutschen Lebensmittel gefehlt.“

JANA HAACK

Mit einem Stück Mohnkuchen im Gepäck besuchen Mitarbeiter der Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit für jede Ausgabe Universitätsbehaftete, um mit ihnen über die Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes zu sprechen.

Ziemlich beste Nachbarn

„Tamelijk beste bureu“ – 25 Jahre Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit im Haus der Niederlande

Die Worte wollen gut gewählt sein, wenn es um die Beziehung zwischen Deutschland und den Niederlanden geht. Schließlich gibt es einige Fallstricke der gemeinsamen Geschichte. Auf der anderen Seite stechen viele Ähnlichkeiten und eine nicht zuletzt auf europäischer Ebene enge Verknüpfung hervor, was charakteristische Eigenheiten der beiden Nationen aber weder ausradieren kann noch soll. Sprache, Kultur und vielleicht auch Sicht auf die Welt: Manches ist getrennt, mehr noch aber verbunden.

Ziemlich beste Nachbarn (niederländisch: tamelijk beste bureu) eben, und das ist auch Verdienst des Hauses der Niederlande, das in wenigen Wochen sein 25. Jubiläum begeht, nachdem es am 15. Mai 1995 eröffnet wurde. Mit dabei waren damals zwei Kronprinzen: der heutige niederländische König Willem Alexander sowie der jetzige belgische König Philippe. Zudem hätte es kaum einen geschichtsträchtigeren Ort für die Einrichtung geben können als das Krameramts- haus in der Innenstadt von Münster.

Im Jahr 1648 setzte der in Münster und Osnabrück geschlossene Westfälische Friede dem Dreißigjährigen Krieg ein Ende. Zeitgleich wurde eine weitere Vereinbarung unterzeichnet, der spanisch-niederländische Vertrag. Er führte zur internationalen Anerkennung der niederländischen Republik und markiert damit deren Geburtsstunde. Die niederländischen Verhandlungsführer residierten seinerzeit im Krameramts- haus.

Es ist also der passende Rahmen für das Haus der Niederlande, das mittlerweile zu den wichtigsten Ansprechpartnern in Sachen Niederlande im deutschsprachigen Raum gehört. Dabei hilft, dass unter diesem Dach ebenfalls ziemlich beste Nachbarn getrennt agieren, aber auch gemeinsam vorgehen, etwa bei der Öffentlichkeitsarbeit oder wechselnden Ausstellungen: das Zentrum für Niederlande-Studien (ZNS) unter der Leitung von



Ilona Riek, Prof. Dr. Friso Wielenga (M.) und Prof. Dr. Gunther De Vogelaer bereiten das 25-jährige Jubiläum des Hauses der Niederlande vor, auch wenn die Feier aufgrund der Corona-Krise verschoben werden muss. Das kleine Bild ist eine der ältesten Aufnahmen des Krameramts- hauses – es entstand zwischen 1879 und 1896.

Fotos: WWU - Julia Harth / Stadtarchiv Münster, Fotosammlung Werbe- und Verkehrsamt



Prof. Dr. Friso Wielenga, das Institut für Niederländische Philologie (INP) unter der Leitung von Prof. Dr. Gunther De Vogelaer sowie die von Ilona

Riek geleitete Bibliothek im Haus der Niederlande (BHN).

Ein übergeordneter Schwerpunkt ist natürlich die niederländische Sprache. „Anfänger verspüren oft eine leichte Euphorie, weil sie schnell viel verstehen“, sagt Gunther De Vogelaer. „Aber es gibt Unterschiede, und wir brauchen spezifische Methoden für den Spracherwerb.“ Das ist besonders wichtig, weil der Andrang der Lehramtsstudierenden groß ist und sogar steigt. Denn Niederländisch ist als Schulfach fest verankert. Ebenso begehrt wie Lehrkräfte sind Absolventen, die in der ziemlich besten Nachbarschaft firm sind.

Wer sich mit niederländischer Politik, Wirtschaft, Geschichte und Kunstgeschichte sowie

interkultureller Kommunikation beschäftigen will, wird am ZNS fündig. „Einmalig ist, dass wir mit dem Bachelor und Master gleich zwei multidisziplinäre Studiengänge in Niederlande-Deutschland-Studien anbieten“, sagt Friso Wielenga. Für den nötigen Praxisbezug sorgt beim Bachelor ein Semester in den Niederlanden, während Masterstudierende für den gemeinsamen Abschluss ein Jahr an der Universität Nijmegen verbringen. Auch ein Praktikum mit deutsch-niederländischem Bezug gehört zu den beiden Studiengängen.

Damit der Nachwuchs an Studierenden auch künftig gesichert ist, rückt die Arbeit an den Schulen verstärkt in den Fokus. So wird das ZNS ein vor Jahren ausgelaufenes Projekt wiederbeleben und aktualisieren, das Schülern beider Länder Material über den jeweiligen Nachbarn sowie dessen Sprache zur Verfügung stellt. Und ein Digitalisierungsprojekt des INP richtet sich gezielt an zehnjährige Schüler mit mehrsprachiger Information im Bereich Biologie und Geschichte.

lichen zukünftigen Forschungsinteressen.“ Dafür ist die Bibliothek eng verzahnt mit dem Fachinformationsdienst Benelux / Low Countries Studies der münsterischen Universitäts- und Landesbibliothek.

Das Haus der Niederlande trägt also auf vielen Ebenen zum besseren Verständnis zwischen Deutschland und den Niederlanden bei. Aber wie steht es nun um deren Nachbarschaft? „Im Moment sehr gut“, sagt Friso Wielenga. „Aber das ist nicht selbstverständlich. Wir müssen die Beziehung auch im ohnehin kriselnden Europa ausbauen und vertiefen. Wenn wir verlieren, was wir in Europa haben, wäre das sehr dramatisch.“

SUSANNE WEDLICH

Aus aktuellem Anlass werden die Feierlichkeiten zum 25-jährigen Jubiläum verschoben. Über Neuigkeiten informiert das Haus der Niederlande auf seiner Webseite (www.uni-muenster.de/HausDerNiederlande) und auf Facebook (www.facebook.com/zentrumfuerniederlandestudien).

NEU ERSCHEINUNGEN AUS DER WWU

Erziehung – Werte – Haltungen. Schule als Lernort für eine offene Gesellschaft, 170 Seiten, 17,90 Euro. Von Christian Fischer und Paul Platzbecker (Hg.).

In einer Demokratie zu leben, fordert Widersprüchliches: So kommen demokratische Gesellschaften einerseits nicht ohne eine geteilte Wertebasis aus. Andererseits besteht ihr Ethos gerade darin, dass sie der Offenheit und Toleranz verpflichtet sind. Fremde Lebensentwürfe aushalten zu müssen, bedeutet für die jeweils anderen mitunter eine hohe Zumutung. Demokratie ist daher eine Lebensform, die man lernen muss. Kann sich Schule als Lernort für eine offene Gesellschaft erweisen? Dieser Themenband lotet Möglichkeiten und Grenzen einer Erziehung zu demokratischem Handeln aus. Neben wissenschaftlichen Referaten werden aktuelle Ansätze aus der Praxis vorgestellt.

Sportpsychologie. Ein Lehrbuch, 298 Seiten, 39 Euro. Von Jörn Munzert, Markus Raab und Bernd Strauß (Hg.).

Die Sportpsychologie ist eine sich dynamisch entwickelnde Disziplin im Schnittbereich von Psychologie und Sportwissenschaft. Sie beschäftigt sich mit menschlichem Erleben und Handeln im komplexen Feld des Sports und der Bewegung. Dabei interessieren zum einen Möglichkeiten, wie sportliche Leistungen optimiert werden können, und zum anderen Themen zu Sport und Gesundheit sowie sozialpsychologischen Wirkungen von Sport und Bewegung. Dies soll in diesem Lehrbuch vor allem hinsichtlich der empirisch-experimentellen Grundlagen und mit Bezug zum internationalen Forschungsstand geschehen.

Zwischen Bischof und Gemeinde – Die Entwicklung von der Märtyrerverehrung zum Reliquienkult im 4. und 5. Jahrhundert, 359 Seiten, 25,90 Euro. Von Alissa Dahlmann.

Die frühe Forschung betrachtete den Erfolg, den der christliche Märtyrerkult seit dem 4. Jahrhundert verzeichnete, als von den christlichen Laien initiiertes und von den Gemeindeleitern notgedrungen anerkanntes Phänomen. In den 1980er-Jahren wurde ein neues Erklärungsmodell entworfen, nach dem die vermögenden christlichen Laien und Bischöfe den Kult um die Blutzugehen mit ihren Vorstellungen erst erschufen und förderten. Vor diesem widersprüchlichen Hintergrund bewertet die Autorin der Dissertation die Entwicklung der Märtyrerverehrung zum Märtyrer- und Reliquienkult erneut. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:6-12169609355>

KURZ NACHGEFRAGT: Was macht gute Nachbarschaft aus, und welche Rolle spielt dabei das Haus der Niederlande?



Kris van de Poel, Generalsekretärin der Taalunie:

Een goede buur is beter dan een verre vriend – Ein guter Nachbar ist besser als ein ferner Freund. Dass dieses Sprichwort auch heute noch in beiden Sprachen seine Gültigkeit hat, beweist die erfolgreiche Wirkung des Hauses der Niederlande in den vergangenen 25 Jahren. Seine Arbeit im Bereich der Förderung der niederländischen Sprache, Literatur und Kultur hat wesentlich zum besseren Verständnis der Nachbarsprache und -kultur auf beiden Seiten der Grenze beigetragen. Gute Nachbarschaft und gegenseitiges Verständnis sind von großer Bedeutung für das Leben, Arbeiten und Lernen in einem mehrsprachigen Kontext. Die Taalunie gratuliert dem Haus der Niederlande zu seinem 25. Jahrestag und hofft, dass es seine Arbeit auch in den nächsten Jahrzehnten erfolgreich fortsetzen kann.



Dirk Brengelmann, deutscher Botschafter in den Niederlanden:

Bei meinem Antrittsbesuch in Münster vor vier Jahren führte mich der Weg unter anderem ins Haus der Niederlande. Ich erfuhr viel über die Hintergründe der engen deutsch-niederländischen Beziehungen, aber auch über das Haus selbst, seine Geschichte, Wissenschaft und Forschung und den großartigen Lehrbetrieb im gemeinsamen Studiengang mit der Universität Nijmegen. Jede Beziehung zwischen Staaten, auch in Europa, braucht ein Fundament. Institutionen wie das Haus der Niederlande (und das Duitsland Instituut in Amsterdam) gehören an vorderster Stelle dazu. Die deutsch-niederländischen Beziehungen sind derzeit besonders eng, auf allen Ebenen. Dennoch muss man auch gute Beziehungen weiter pflegen und hegen. Das Haus der Niederlande ist ganz vorne dabei. Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum!



Wepke Kingma, niederländischer Botschafter in Deutschland:

Nachbarschaftsgeschichte kann sehr unterschiedlich verlaufen: Räumliche Nähe ist nicht automatisch ein Garant für gute Beziehungen. Am Anfang der 1990er-Jahre überwog vor allem unter Jugendlichen eine eher ablehnende Haltung. Dem Haus der Niederlande in Münster und vielen beidseitigen Initiativen ist es zu verdanken, dass ein gegenseitiges Interesse und Vertrauen entstand. In gerade einmal einem Vierteljahrhundert sind wir mehr als ziemlich beste Freunde geworden. Mit Blick auf die derzeitigen Aufgaben und Herausforderungen können wir gute Nachbarschaftspolitik gar nicht genug schätzen. Ich freue mich sehr, dass das Haus der Niederlande seit 25 Jahren beleuchtet, was wir in welcher Beziehung voneinander lernen und für die Zukunft weitergeben können. Ein Meilenstein, zu dem ich gratuliere!

„Wir müssen hier raus – das war ein Schock“

Corona-Krise: Wie Kirchenhistoriker Hubert Wolf die erzwungene Abreise aus den Vatikanischen Archiven in Rom erlebte

Seit dem 2. März dürfen Forscher, darunter der WWU-Kirchenhistoriker Prof. Dr. Hubert Wolf, uneingeschränkt das Archiv des Vatikans aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs einsehen. Norbert Robers sprach mit dem Wissenschaftler über die vorzeitige Abreise wegen der Corona-Krise und seine ersten Erkenntnisse.

Wann und wie haben Sie bei Ihrer Arbeit im Vatikanischen Geheimarchiv erfahren, dass Sie wieder abreisen müssen?

Meine Mitarbeiter und ich haben dem Tag, als der Vatikan endlich die Bestände zu Pius XII., der von 1939 bis 1958 Papst war, geöffnet hat, über zehn Jahre lang entgegengefeuert. Und dann das: Am fünften Archiv-

tag saß ich im Lesesaal und las gerade einen furchtbaren Bericht über die Ermordung von Tausenden von Juden in Transnistrien, als Dr. Sascha Hinkel mir schrieb: ‚Wir müssen hier raus. Archiv macht dicht. Erster Corona-Fall in der Kurie.‘ Das war ein Schock! Kurz darauf stand fest, dass das Archiv um fünf Uhr auf unbestimmte Zeit schließen würde. Wir legten fest, was unbedingt noch exzerpiert und abgeschrieben werden musste, damit wir zu Hause weiterarbeiten können.

Bedeutet das einen Rückschlag für Ihre Forschung?

Natürlich sind wir enttäuscht. Wir hatten erste Spuren aufgenommen und hätten gerne weitergesucht. Schwierig ist vor allem die Finanzierung. Wir haben nur Geld für ein-



Prof. Dr. Hubert Wolf Foto: Andreas Kühnken

halb Jahre für unsere Probebohrungen, denn bei 400.000 Archivschachteln mit jeweils rund 1.000 Blatt muss man sich zuerst einen soliden Überblick verschaffen, bevor man so-

lide Drittmittelanträge stellen kann. Wir hoffen, dass uns die Alfred Krupp von Bohlens und Halbach-Stiftung hilft, denn exzellente Mitarbeiter sind selten. Ich möchte sie unbedingt halten.

Sind Sie sicher, dass Sie nach dem Ende der Corona-Krise wieder Ihre Arbeit aufnehmen können?

Das Archiv wird vielleicht Mitte September wieder öffnen. Aber wissen wir, wie sich die Lage weiterentwickelt? Für uns steht fest, dass wir wieder in den Archiven dabei sein wollen, hoffentlich wieder mit dem ganzen Team aus Münster.

Gibt es bereits ein oder zwei Ergebnisse, die Sie überrascht haben?

Wir wussten, dass viele Juden den Heiligen Stuhl während des Zweiten Weltkriegs um Hilfe gebeten haben. Aber es gibt Tausende von Bittschriften, und sie bieten meistens eine kurze Autobiografie der Bittsteller. Ihr Leben, ihre Not und ihr Schicksal werden sehr plastisch. Manchmal konnte Rom helfen, oft aber auch nicht. Oft haben wir die letzten Schriftstücke vor uns, die ermordete jüdische Menschen geschrieben haben. Das hat meine Mitarbeiter und mich sehr berührt. Die einmaligen Quellen geben die Möglichkeit, den Ermordeten wieder einen Namen, ein Gesicht und eine Geschichte zu geben. Das wird viele Jahre dauern, ist aber angesichts des neu auflebenden Antisemitismus eine wichtige Aufgabe. Hoffentlich finden wir dafür die entsprechende Unterstützung.

KURZ
GEMELDETSprachstil beeinflusst
Glaubwürdigkeit

Immer häufiger nutzen Menschen Foren im Internet als erste Anlaufstelle, um sich über Gesundheitsthemen zu informieren. Die dort verbreiteten wissenschaftlichen Informationen sind jedoch oft komplex, sodass Laien den Inhalt vieler Ratschläge nur schwer beurteilen können. Ein Kriterium, nach dem Nutzer die Informationen stattdessen bewerten, ist der Sprachstil – zu diesem Ergebnis kommen **Dr. Lars König** und **Prof. Dr. Regina Jucks** vom Institut für Psychologie in Bildung und Erziehung. In einem Online-Experiment zeigten sie 242 Versuchsteilnehmern unterschiedlich formulierte Beiträge in einem Gesundheitsforum, in denen ein Autor einschätzte, wie wirksam ein Medikament ist. Die Probanden vertrauten ihm stärker und fanden seine Empfehlungen glaubhafter, wenn die Beiträge neutral formuliert waren als wenn sie viele positive Adjektive enthielten. Der berufliche Hintergrund des Autors hatte hingegen keinen Einfluss auf die Bewertung der Nutzer.

Journal of Medical Internet Research;
DOI: 10.2196/16685

Maschinen sagen
Reaktionen voraus

Künstliche Intelligenz hat in den vergangenen Jahren Einzug in den Alltag von Menschen gehalten. Auch in der chemischen Forschung sind die Bestrebungen groß, künstliche Intelligenzen, maschinelles Lernen genannt, effektiv anzuwenden. Die Herstellung chemischer Verbindungen ist für gewöhnlich mit erheblichem Aufwand verbunden. Es gibt viele mögliche Syntheserouten, also Wege, um ein Zielmolekül herzustellen. Da der Erfolg jeder einzelnen Reaktion von zahlreichen Parametern abhängt, ist es selbst für erfahrene Chemiker nicht immer möglich vorherzusagen, ob eine Reaktion stattfindet und erst recht nicht, wie gut sie funktionieren wird. Um das zu ändern, hat sich ein Team aus Chemikern um **Prof. Dr. Frank Glorius** und Informatikern zusammengeschlossen und eine Methode entwickelt, die auf Künstlicher Intelligenz basiert.

Chem;
DOI: 10.1016/j.chempr.2020.02.017

WWU-Cast: Neue
Folge mit Julia Metag

Die aktuelle Debatte um den Klimawandel verdeutlicht nicht nur die Relevanz von wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern auch die Bedeutung von Wissenschaftskommunikation. Julia Metag, Professorin für Kommunikationswissenschaft an der WWU, definiert den viel diskutierten Begriff im Podcast und erläutert zugleich, wie Wissenschaftskommunikation gelingen kann, welche Formate und Kanäle zukünftig eine Rolle spielen und wie das Vertrauen in die Wissenschaft gestärkt werden kann.

> go.wwu.de/wwucast

Anzeige

Digitaldruck



• Diplomarbeiten • Prospekte • Postkarten
• Visitenkarten • Flyer • Einladungen
• Großformatdrucke

Bei Bedarf bekannt
& Franke
& Franke

Friedrich-Eberl-Straße 118 • 48153 Münster • www.franke-franke.de

Den Molekülen im Körper zuhören

Mit der fotoakustischen Bildgebung können Forscher Entzündungen sichtbar machen

Laserlicht, das man nicht sieht, und Geräusche, die man nicht hört – was Partygänger wohl spontan mit einer drögen Veranstaltung assoziieren, bringt die Augen so mancher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zum Leuchten. Denn aus genau dieser Kombination kann etwas entstehen, das umso sichtbar ist: Bilder aus dem Körperinneren, die Aufschluss über die dort stattfindenden Prozesse geben. Fotoakustik, oder auch Optoakustik, nennt sich die Methode, die bereits seit einigen Jahrzehnten im Einsatz ist und bei der es vor allem um eins geht: die Klänge von Molekülen akustisch aufzunehmen. Anders als beim Ultraschall bringen Forscher und Ärzte jedoch keine Energie durch Schallwellen in den Körper, sondern durch Laserlicht. Moleküle reagieren darauf und setzen sich in Schwingung – und diese Schwingungen können wiederum mit einem Ultraschallgerät gemessen und in Bildern dargestellt werden.

Eine, die schon so manchen Klängen aus dem Körperinneren „zugehört“ hat, ist Alexa Hasenbach. Die Biologin hat sich in ihrer Doktorarbeit mit fotoakustischen Experimenten beschäftigt und war eine der ersten, die hierfür ein spezielles Gerät im European Institute for Molecular Imaging (EIMI) der WWU zur Verfügung hatte. Die Rede ist von der „Multispectral Optoacoustic Tomography“, kurz MSOT – eine Methode, die seit knapp eineinhalb Jahren die Bandbreite der präklinischen Bildgebungsinstrumente im EIMI erweitert. Das Besondere des Geräts ist zum einen seine Auflösung: Mit 512 Detektoren hat es doppelt so viele wie sein Vorgänger. Zum anderen sendet das System zusätzlich zum Laserlicht Ultraschallwellen aus. Die Wissenschaftler erhalten so nicht nur molekulare, sondern gleichzeitig auch anatomische Informationen aus dem Körper.

Wir haben hier einen
direkten Bezug zur
klinischen Anwendung.

„Wir bekommen nun Einblicke, die wir zuvor für unsere Fragestellungen mit fotoakustischen Methoden nicht erhalten haben“, betont Alexa Hasenbach. Sie schaut auf ein Bild, das sie im Rahmen ihrer Forschungen aufgenommen hat: Es zeigt die Entzündungen im Kniegelenk einer Maus mit einer rheumatoiden Arthritis – verschiedene Farben von blau über grün und gelb bis hin zu rot geben Aufschluss über die Intensität der



Doktorandin Alexa Hasenbach mit dem Fotoakustik-Detektorkopf, der Laserlicht ins Körpergewebe aussendet.

Foto: WWU - Michael Kuhlmann

Entzündung. Daneben sind durch die zusätzliche Ultraschall-Anwendung auch Haut und Knochen zu erkennen, wodurch das Knie gut abzugrenzen ist.

Schon seit Jahren sind die Wissenschaftler im EIMI gemeinsam mit Forschern des Instituts für Immunologie den Entzündungen auf der Spur, die bei der rheumatoiden Arthritis auftreten. Zum Hintergrund: Bei der Autoimmunerkrankung sind es körpereigene Immunzellen, die Gelenke und Knorpel angreifen und Entzündungen verursachen. Um sie zu diagnostizieren und zu überwachen, setzen Ärzte üblicherweise Röntgen- und Ultraschallverfahren ein. Mit diesen Methoden ist es ihnen allerdings nicht möglich, die Aktivität der Entzündungszellen zu untersuchen. Gelingen würde das mit nuklearmedizinischen Verfahren wie der Positronen-Emissions-Tomografie – solche Methoden sind aber aufwendig und verursachen hohe Kosten. Fänden dagegen fotoakustische Verfahren den Weg in die Praxen, wäre es möglich, schon in einem viel früheren Stadium regelmäßig Bilder aufzunehmen, die Informationen über die Entzündungsstadien liefern. Ärzte würden nicht erst verlässliche Bilder

erhalten, wenn bereits Knorpel oder Teile des Knochens zerstört sind und könnten früher Therapien einleiten.

Um herauszufinden, wie die Entzündungen bei der rheumatoiden Arthritis mit der fotoakustischen Bildgebung sichtbar gemacht werden können, hat Alexa Hasenbach in ihrer Doktorarbeit das Augenmerk auf spezielle Entzündungsmarker gelegt. Es handelt sich um Proteine, die von den Immunzellen ausgeschüttet werden. Sogenannte Tracer, an die zum Beispiel Farbstoffe gekoppelt sind, spüren diese Proteine auf und können in Bildern sichtbar gemacht werden. Die Technik ist für den Außenstehenden zunächst etwas gewöhnungsbedürftig: Im Inneren des Fotoakustik-Geräts befindet sich ein gewärmtes Wasserbad, um die Ultraschallwellen nicht durch Luft zu zerstören. Die zu untersuchenden Mäuse werden in Vollnarkose gelegt, beatmet und in einer Halterung mit einer dünnen durchsichtigen Wand ins Wasser getaucht, wo Licht und Ultraschall rundum auf sie einwirken und die akustischen Signale aufgenommen werden. „Ich bin mir der Verantwortung gegenüber den Versuchstieren bewusst“, betont Alexa Hasenbach. „Während der Versu-

che, aber auch davor und danach, beobachte ich sie intensiv und kontrolliere, ob es ihnen gut geht.“

Darüber hinaus besitzt das Gerät einen Detektorkopf, den die Wissenschaftler in der Hand halten, um die fotoakustische Untersuchung „an der frischen Luft“ durchführen zu können. „So würde man die Methode auch bei Patienten anwenden, wir haben hier also schon einen direkten Bezug zur klinischen Anwendung“, erklärt die Biologin. Die ersten solcher Geräte sind bereits in Krankenhäusern zu finden – zum Beispiel, um Metastasen in Lymphknoten zu untersuchen.

Bevor die Methode auch bei der Arthritis eingesetzt werden kann, sind noch weitere Experimente nötig. Da ihre Promotion fast abgeschlossen ist, wird Alexa Hasenbach die Arbeit im Labor nicht weiterführen, bleibt „ihrem“ Thema aber weiter treu: Sie hat bereits beim Hersteller des Fotoakustik-Geräts eine Stelle begonnen und wird dort unter anderem an der weiteren Entwicklung der Soft- und Hardware arbeiten. Ein Glücksprüfung für die technikaffine Forscherin – so kann sie auch in Zukunft den Molekülen lauschen.

SVENJA RONGE

Von Shakespeare wahre Komik lernen

Ein Kommentar zu Humor und Sexismus

„What fire is in mine ears?“ fragt Shakespeares komische Heldin Beatrice in „Viel Lärm um Nichts“ als sie hört, sie verhalte sich nicht weiblich genug. So oder so ähnlich scheint es vielen Mitgliedern der WWU zu Jahresbeginn gegangen zu sein, als sie in der wissen|leben lesen konnten, Männer seien witziger als Frauen. Die These verdient keine Widerlegung, aber das Thema verdient einen Kommentar. Schließlich verdeutlicht das Vorurteil wie tief Sexismus und Heteronormativität bis heute das Denken dieser Gesellschaft durchdringen und das männliche Patriarchat perpetuieren. Und in diesem Patriarchat ist auch Humor männlich besetzt.

Humor kann eine potenzielle Gefahrenquelle sein, ein Ursprung für Revolution, wie Mikhail Bakhtin uns aufgezeigt hat. Humor kann anarchisch sein und der Humor der Frauen stellt immer die Gefahr dar, die Macht der Männer zu gefährden. „Mann“ kann also auf keinen Fall wollen, dass Frauen ihren Humor einsetzen. Die lachende Frau ist ein Sinnbild für Widerstand, nicht für Erotik. So theoretisiert schon die berühmte französische Philosophin Hélène Cixous in ihrem Aufsatz „Das Lachen der Medusa“ von 1975 das Lachen der Frau. Sie benutzt das Bild der für Männer gefährlichen Medusa und deutet das Antlitz um: „Es reicht Medusa ins Gesicht zu schauen, um sie zu sehen: und sie ist nicht



Bild der Medusa des Künstlers Caravaggio aus dem Jahr 1595.

Repro: public domain

tödlich. Sie ist schön und sie lacht.“ Für Cixous sollen Frauen die Männer schlicht auslachen, um sie zu entmachten. Lachen ist eine Waffe, die bloßstellen und kastrieren kann. Lachen untergräbt Autoritäten. Man muss nur an Pontius Pilatus in „Monty Python's Life of Brian“ denken, um zu verstehen, warum Lachen jede Macht ins Wanken bringen kann.

Zwischen Komik und Sexismus gibt es generell einen stärkeren Nexus als man meinen wolle. Immanuel Kant schreibt, „das Lachen

ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.“ Gelächter kann also in einem hegemonial gefestigten Kontext auftreten, in dem Erwartungen geteilt werden, da der normative Rahmen als eindeutig wahrgenommen wird. In einem solchen Rahmen finden Menschen dann selbst Mario Barth witzig, da diese vermeintliche Komik darauf gründet, dass schließlich alle Anwesenden genau wissen, wie Männer und Frauen wirklich sind. Solche Komik, die auf essentialistischen Stereotypen beruht, befördert also Sexismus und Heteronormativität ebenso wie manche psychologische Studie. Unsere Gesellschaft übt Diskriminierung nach wie vor mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass man immer wieder darauf hinweisen muss. Wenn Lady Macbeth sagt, „unsex me here“, dann fordert sie, nicht auf ihr Geschlecht reduziert zu werden, nicht konform mit einer vermeintlich unausweichlichen sozialen Rolle handeln zu müssen. Auch 400 Jahre später haben alle Geschlechter noch Grund zu fordern „unsex me here“ – in einer Gesellschaft, die hegemonial immer noch davon ausgeht, es gebe nur Männer und Frauen, die heterosexuell einander zugewandt seien und in ihrem Verhalten und Intellekt geschlechterspezifisch determiniert seien. „Happy are they that can hear their detractions and put them to mending“, erwidert Beatrices Partner Benedick, als er beginnt

Liebe Leserin, lieber Leser,

auf das Editorial der wissen|leben in der Dezember-Ausgabe 2019 zum Thema Humor gab es auch gegenüber dem Rektorat teils heftige Kritik. Wir weisen darauf hin, dass es sich beim Editorial um einen Namensbeitrag handelt, der nicht die Meinung des Rektorats wiedergibt. Wir begrüßen es sehr, dass die Kritik an dem Beitrag hier in Form einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung aufgegriffen wird und wünschen interessante Lektüre.

Ihr Rektorat

seinen Chauvinismus zu hinterfragen. Die Pointe des Stückes liegt darin, dass hier die komischen Frauen und Männer lernen müssen, einander nicht zu diskriminieren. Wahre Komik entsteht erst, wenn Vorurteile und Stereotypen nicht affirmiert werden – das wusste schon Shakespeare.

Privatdozentin Dr. Franziska Quabeck ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sonderforschungsbereich „Recht und Literatur“. Privatdozent Dr. Gideon Stiening ist wissenschaftlicher Koordinator im Sonderforschungsbereich „Recht und Literatur“.

Zusammenarbeit auf Augenhöhe

Die Rolle von „Citizen Science“ am Beispiel eines geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojekts

Ein großes X aus Metall inmitten des Teutoburger Walds bildet das symbolische Ende eines fast neunjährigen Projekts. Der große Buchstabe steht stellvertretend für verschwundene oder vergessene Orte, sogenannte X-Orte, im Münsterland. Einer dieser Orte ist der alte Eisenbahntunnel in Lengerich im Tecklenburger Land. Während des Nationalsozialismus war dort unter dem Tarnnamen „Rebhuhn“ ein geheimes Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg untergebracht. Zwischen 1944 und 1945 fertigten mehr als 200 männliche Häftlinge in rund 700 Meter langen unterirdischen Röhren Rüstungsgüter an. 20 Häftlinge kamen dabei zu Tode, mindestens 14 von ihnen wurden ermordet.

Die Geschichte des Tunnels wurde 2011 im Rahmen der „Expedition Münsterland“ der Arbeitsstelle Forschungstransfer (AFO) der WWU erkundet. Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Tunnelgeschichte übernahm Dr. Sabine Kittel vom Historischen Seminar der WWU und Thomas Köhler vom Geschichtsort Villa ten Hompel der Stadt Münster in einem Hauptseminar gemeinsam mit Studierenden. „Uns war von Anfang an klar, dass der Tunnel sehr bedeutend für die regionale, deutsche und europäische Geschichte ist und als vielschichtiger Erinnerungsort erhalten bleiben muss. Genauso klar war uns, dass wir ohne die Zusammenarbeit mit den Bürgern aus Lengerich nicht so weit mit unserer Forschung kommen würden wie mit klassischer Archivarbeit“, erinnert sich Thomas Köhler.

Derzeit wird die Beteiligung von Bürgern an wissenschaftlichen Prozessen unter dem Stichwort „Citizen Science“, zu Deutsch Bürgerwissenschaft, breit diskutiert. Im Zentrum

stehen dabei die kooperative Wissenschaft und die professionelle Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen akademischen Forschern und Laien. So auch in Lengerich. „Wir haben vom freiwilligen Engagement vieler Lengericher, unter anderem des Vereins der Eisenbahnfreunde Lengerich, sehr profitiert. Zudem haben wir viel Akzeptanz und Verständnis seitens der Bevölkerung für unsere Forschung erfahren“, sagt Thomas Köhler.

„Wir haben eine Verpflichtung gegenüber unserer Geschichte.“

Bei dem Projekt gehe es nicht um die Skandalisierung des Ortes, „sondern um die historische Erkundung des Tunnels als authentischer Erinnerungs- und Denkmalsort“, ergänzt AFO-Leiter Dr. Wilhelm Bauhus. Durch gezielte Informationen und Aufrufe in der Tageszeitung unter dem Motto „Wer weiß noch was?“ erfuhren viele Menschen in Lengerich und Umgebung von dem Projekt. Dr. Alois Thomes, Vorsitzender des Heimatvereins Lengerich, erinnert sich noch gut an diese Zeit. „Viele Bürger hatten großes Interesse daran, an dem Projekt mitzuwirken und Informationen bereitzustellen. Als Heimatverein haben wir eine Verpflichtung



Das X aus Cortenstahl, gestaltet von Lena Sandfort, erinnert an das Leid der Häftlinge.

Foto: WWU - Wilhelm Bauhus

gegenüber unserer Geschichte und der Vergangenheit.“

Das AFO-Projekt ist ein gutes Beispiel für einen entsprechenden Trend. Einer repräsentativen Umfrage des Wissenschaftsbarometers 2019 zufolge kann sich jeder zweite Deutsche vorstellen, die Forschung zu unterstützen beziehungsweise selbst aktiv mitzuhelfen. Die Möglichkeiten von Citizen Science sind dabei vielfältig: von der Entwicklung der Forschungsfragen über die Ausgestaltung der Methoden, Erhebung und Analyse der Daten bis hin zur Kommunikation der Ergebnisse. Aus Sicht der Befürworter einer Öffnung der Wissenschaft ist Citizen Science das Mittel, um die Wissenschaft demokratischer und Forschungsergebnisse „sozial robuster“ zu machen. Kritiker der Bürgerwissenschaft hingegen sprechen von der „Deprofessionalisierung der akademischen Forschung“ und warnen vor einem möglichen Qualitätsverlust.

Für das Tunnelprojekt in Lengerich trifft der Verlust an wissenschaftlicher Qualität kei-

neswegs zu. „Ohne die Bereitstellung von Dokumenten, ohne die Hinweise der Verbände und Vereine und ohne die Interviews mit Zeitzeugen vor Ort hätten wir keine so gute Quellengrundlage für unsere historischen wissenschaftlichen Untersuchungen gehabt“, bekräftigt Thomas Köhler. Vor allem Forschungsprojekte im Bereich der Geschichtswissenschaft sind auf die Zusammenarbeit mit Bürgern angewiesen. Unter dem Begriff „Public History“ wird bereits seit den 1970er-Jahren das enorme Potenzial beschrieben, das öffentliche Akteure für die Wissenschaft haben. „Unsere Erfahrungen zeigen, dass vor allem Projekte, die sich mit der NS-Vergangenheit beschäftigen, zahlreiche gesellschaftspolitische und wissenschaftliche Debatten über den Nationalsozialismus angestoßen haben“, sagt Wilhelm Bauhus, der in den vergangenen Jahren viele bürgerwissenschaftliche Projekte begleitet hat. Ganz im Sinne dieser Public History erarbeiteten die Experten

eine Wanderausstellung, die zahlreiche Interessierte in Lengerich, in Schulen und in NS-Gedenkstätten wie der Villa ten Hompel und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme besuchten.

Das Projekt fand seinen offiziellen Abschluss 75 Jahre nach der Befreiung des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz am



Das Schaffen von Wissen und dessen Transfer in die Gesellschaft ist Teil des öffentlichen Kulturguts und daher ein zentrales Ziel der Universität Münster. Ob Museen, Studium im Alter und Kinder-Uni, Gründungsförderung, Lehrerbildung oder Wissenschaftskommunikation: Die WWU versteht Wissenstransfer als aktiven Austausch zwischen Hochschule und Region. In einem sechsmontatigen Dossier beleuchtet die Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit das Thema und die entsprechenden Herausforderungen in seinen zahlreichen Facetten.

go.wwu.de/wissenstransfer

27. Januar dieses Jahres. Das symbolische X und eine Informationstafel in der unmittelbaren Nähe des Tunnels erinnern an seine Geschichte. Mehrere hundert Personen waren bei der Eröffnung dabei. „In Lengerich ist eine neue Erinnerungskultur entstanden, die für die Bürger und die gesamte Gemeinde identitätsstiftend war“, sagt Alois Thomes. „Die Erfahrungen und die Zusammenarbeit mit der WWU über die vergangenen Jahre machen Lust auf mehr – Lengerich hat noch viel zu erzählen.“

KATHRIN KOTKE



Studierende der WWU haben mit Bürgern die Geschichte des alten Eisenbahntunnels in Lengerich aufgearbeitet.

Foto: privat

CITIZEN SCIENCE AN DER WWU

Die WWU verfügt über langjährige Erfahrung mit vielfältigen Citizen-Science-Projekten. Die WWU-Citizen-Science-AG stärkt den Stellenwert des bürgerwissenschaftlichen Engagements und sensibilisiert für das Citizen-Science-Potenzial in Forschungsprojekten. Um das Thema an der Universität strategischer auszurichten, erarbeitet die AG Leitlinien und Kriterien für Bürgerwissenschaft. Zudem beraten die AG-Mitglieder das Rektorat und sind Ansprechpartner für Wissenschaftler und Bürger. Um weitere Citizen-Science-Projekte anzuregen, schreibt die Universität in diesem Jahr zum zweiten Mal den von der Stiftung WWU finanzierten **Citizen-Science-Wettbewerb** aus. Ab sofort können sich sowohl neue als auch bereits bestehende Projekte für eine Förderung bewerben, bei denen WWU-Wissenschaftler gemeinsam mit Bürgern zu einem Thema forschen. Gefördert werden zwei Arbeiten mit einer Summe von je 7.500 Euro und einer frei wählbaren Laufzeit von bis zu zwei Jahren. Weitere Infos gibt es online.

> go.wwu.de/cs-wettbewerb



Nanowissenschaftler erhalten neues Großgerät

840.000 Euro von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Land Nordrhein-Westfalen

Die Erforschung und Entwicklung von Nanosystemen, also Strukturen, die tausendmal kleiner als der Durchmesser eines Haares sind – daran arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen gemeinsam an der WWU. Für ihre Forschungen steht ihnen jetzt ein spezielles Arbeitsgerät zur Verfügung: das Ionenstrahlolithografie-System „VELION“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Land Nordrhein-Westfalen mit 840.000 Euro gefördert wird. Die Wissenschaftler profitieren dabei von einer Kooperation mit der Dortmunder Firma Raith, die das Instrument entwickelt und hergestellt hat, und deren Mitarbeiter nun gemeinsam mit den WWU-Forschern am weiteren Ausbau des Systems arbeiten.

Außerlich handelt es sich bei dem Gerät im Erdgeschoss des Center for Soft Nanoscience (SoN) um einen grauen Kasten von der Größe zweier Kleiderschränke – in dessen Inneren passiert jedoch eine ganze Menge. Das Herzstück des Geräts besteht aus einem fokussierten Ionenstrahl und einem Rasterelektronenmikroskop. Mit dem Ionenstrahl können Strukturen in dünne Schichten „geschrieben“ werden, zum Beispiel, um Schaltkreise auf Chips herzustellen. Die Besonderheit des Geräts ist eine spezielle Ionenquelle mit gelad-



Das neue Großgerät „Velion“ im Center for Soft Nanoscience.

Foto: WWU - MünsterView

nen Gold- und Siliziumatomen. Im Vergleich zu Geräten mit Galliumionen, die üblicherweise genutzt werden, können die Wissenschaftler so das Material präziser strukturieren, großflächigere Strukturen erzeugen und damit zum Beispiel ganze Wafer, also Halbleiter-Scheiben, vollschreiben. Dabei ist es möglich, viele kleine Punkte nebeneinander anzuordnen und miteinander zu verbinden. Das Mikroskop tastet dabei die Oberfläche

der Materialien ab und nimmt hochauflösende Bilder der molekularen Strukturen auf, um den Prozess zu kontrollieren. Diese Art von Aufbau ist bisher deutschlandweit einmalig.

Das neue System ist Teil der Münster Nanofabrication Facility der WWU, einem modernen Gerätezentrum für die Nanofertigung, das von Wissenschaftlern aus der Chemie, Physik, Biologie und Medizin, aber auch aus anderen Fachbereichen genutzt werden

kann. „Die verschiedenen Arbeitsgruppen im SoN und darüber hinaus bekommen jetzt neue Möglichkeiten“, betont Prof. Dr. Wolfram Pernice, der das Velion-System mit seiner Forschergruppe in den kommenden Jahren testet, um es weiterzuentwickeln. Darüber hinaus kommen die Mitarbeiter von Raith weiterhin regelmäßig an die WWU, um die Arbeitsabläufe zu optimieren und die Funktionalität der Bauelemente zu testen.

In ersten Projekten nutzen die Wissenschaftler das Gerät unter anderem, um sogenannte künstliche neuronale Netze herzustellen, also eine Rechenarchitektur auf einem Chip, die den Verknüpfungen von Nervenzellen im Gehirn nachempfunden ist. Das Gerät findet automatisch die Strukturen auf der Oberfläche, an denen noch nachgebessert werden muss und führt die Justierung mit dem Ionenstrahl automatisch durch. Auch für die Quantentechnologien ist das System von Bedeutung: Die Forscher können sehr kleine Muster mit direkt nebeneinanderliegenden Ionen erstellen – ein Vorteil gegenüber der Arbeit mit Elektronen, die sich aufladen. Darüber hinaus findet die neue Herangehensweise in der Materialphysik Anwendung, denn ein Silizium- oder Goldstrahl schädigt die Oberfläche nicht so stark wie es bei herkömmlich eingesetzten Ionen der Fall ist.

SVENJA RONGE

Doppelgänger im Erbgut durch CRISPR/Cas9

Vor acht Jahren veränderte eine Entdeckung die Gentechnik von Grund auf: Forscher fanden mit der „Genschere“ CRISPR/Cas9 eine Methode, die DNA von Organismen gezielt zu verändern. Ein Forscherteam um Dr. Dr. Boris Skryabin und Dr. Timofey Rozhdestvensky von der Medizinischen Fakultät hat jetzt herausgefunden, dass sich mit CRISPR/Cas9 erzeugte Gensequenzen von selbst duplizieren.

Ursprünglich wollten die Forscher ein Mausmodell generieren, in dem bestimmte Gene ausgeschaltet sind, sie fanden jedoch in nur wenigen Mäusen den „richtigen“ Gensequenz. Sie führten weitere Kreuzungen mit unveränderten Mäusen durch und machten eine noch überraschendere Entdeckung: Viele der Nachkommen trugen bis zu drei Duplikationen der eingefügten Gensequenz in sich. Die Forscher vermuteten, dass dies ein häufiges Problem darstellen könnte, das mit Standard-Testverfahren nicht zu entdecken ist. Ihre Hypothese bestätigte sich in weiteren Experimenten. Die größte Gefahr unerkannter Duplikationen liegt wohl in etwaigen Mutationen, die zum Beispiel zu schweren Fehlern bei der menschlichen Gentherapie führen könnten. Die Studie ist in „Science Advances“ erschienen. SR
DOI: 10.1126/sciadv.aax2941

KURZ NACHGEFRAGT

Wie gehen Sie mit Ihren Daten im Internet um?

Schon ein vermeintlich simpler Online-Einkauf stellt den Schutz der Privatsphäre auf eine harte Probe: Name, E-Mail-Adresse, Geburtstag müssen angegeben werden. Doch viele Menschen haben sich längst daran gewöhnt, ihre persönlichen Daten im Internet preiszugeben. So teilen sie beispielsweise in den sozialen Netzwerken Fotos und ihren Aufenthaltsort. Wer diese Informationen sehen kann, interessiert häufig niemanden. Die Einstellungen zum Datenschutz sind von Anbietern zudem versteckt. Jana Haack hat Studierende der WWU gefragt, was digitale Privatsphäre für sie bedeutet. Aus Datenschutzgründen haben wir die Umfrage anonymisiert.



Tobias, 11. Semester Zahnmedizin: Um meine Privatsphäre im Internet zu schützen, deaktiviere meistens die Ortungsdienste und schalte die Sprachassistenten aus. Für alles andere wie Verschlüsselungstechniken ist es mittlerweile zu spät, weil ich an zu vielen Orten schon meine Daten angegeben habe. Ich versuche deswegen lediglich darauf zu achten, nicht noch mehr von meinen persönlichen Informationen preiszugeben.



Marta, 10. Semester Humanmedizin: Paradoxerweise finde ich es manchmal leichter, ein Foto von mir hochzuladen, als ein Lied online zu teilen – wahrscheinlich, weil ich mit dem Lied mehr Emotionen verbinde. Trotzdem kontrolliere ich, wer mein Profil sehen darf und überlege mir gründlich, was ich im Netz teile. Wir sollten nicht vergessen, dass alles, was wir hochladen, potenziell von anderen verwendet und aus dem Kontext gerissen werden kann.



Jan, 2. Mastersemester Informatik: Neulich hat jemand mein Amazon-Konto übernommen – zum Glück ist mir kein Schaden entstanden, aber seitdem habe ich bessere Passwörter und nutze für die wichtigsten Accounts die Zwei-Faktor-Authentifizierung. Zum Umgang mit Bildern hilft die Frage: Könnte ich damit leben, dieses Bild in zehn Jahren an einer Litfaßsäule zu sehen? Ist die Antwort nein, sollte das Foto auch nicht im Internet landen.



Katharina, 4. Mastersemester Kommunikationswissenschaft: Ich bin mir bewusst, was mit meinen persönlichen Daten im Internet passieren kann, und dass man nicht alles im Netz teilen sollte. Trotzdem ist mir das in manchen Situationen egal. Denn auch Daten, die angeblich sicher verschlüsselt sind, werden immer wieder unzulässig verwendet oder verkauft. Wenn ich ehrlich bin, teile ich wahrscheinlich zu viele persönliche Daten in den sozialen Medien.

Grafiken: Kublo - stock.adobe.com

Aus Respekt gegenüber jedem Bürger

Warum uns der Schutz der eigenen Daten mehr denn je ein besonderes Anliegen sein sollte – ein Gastbeitrag von Reinold Schmücker

Privatsphäre – brauchen wir die noch? Nur die Älteren werden sich noch an den Volkszählungsboykott im Jahr 1987 erinnern. Damals unterstützte ein breites Bündnis von Aktivisten, das von Teilen der FDP und der Gewerkschaften über den 11. Strafverteidiger bis zu den Grünen reichte, den Boykott einer bundesweiten Volkszählung, die unter anderem der Überprüfung der Melderegister dienen sollte.

Heute nutzen vermutlich auch die meisten derer, die damals die Volkszählung boykottiert oder die Fragebögen bewusst falsch ausgefüllt haben, ein Smartphone, auf dem Apps installiert sind, die automatisch Daten speichern und versenden – an wen auch immer. Wer genau die Daten erhält, zu welchen Zwecken sie genutzt und an wen sie weitergegeben werden: All dies ließe sich (vielleicht) ermitteln. Den meisten scheint das aber nicht der Zeit und Mühe wert. Als Zumutung empfinden viele nicht, dass Dritte unsere Daten sammeln, sondern, dass man sogar beim Arzt eine Datenschutzerklärung zur Kenntnis nehmen muss. Mit Daten „bezahlen“? Na klar – das spart mir ja Geld. Und in den sozialen Medien ist oft genug Exhibitionismus angesagt: die Selbstinszenierung und Zurschaustellung für andere. Ist die Idee einer Privatsphäre, die es zu schützen gilt, also überholt?

Vielleicht ist sie sogar gefährlich – zum Beispiel für unsere Gesundheit? Wenn jeder stets sein Smartphone bei sich trüge, mit der Corona-App, die in diesen Tagen entwickelt wird, ließe sich die Übertragung lebensgefährlicher Krankheiten doch viel besser begrenzen. Und gäbe es nicht, wenn jede Wohnung videoüberwacht würde, mit Sicherheit weniger häusliche Gewalt? Sollten wir nicht von China lernen und ein Sozialkredit-System einführen, das diejenigen, die sich rücksichtsvoll verhalten und der Gemeinschaft dienen, belohnt? Umfragen zufolge war im vergangenen Jahr schon jeder fünfte Deutsche dafür.

Tatsächlich war Privatsphäre früher ein Luxus. Als man den Begriff noch gar nicht kannte, war sie nur Herrschern und Reichen vergönnt. Erst in der Neuzeit hat sich, parallel zur Etablierung der Rechtsinstitution des Privateigentums, die Auffassung durchgesetzt, dass jedes Individuum einen Anspruch auf eine Privatsphäre hat. Dieser Anspruch ist zwar nicht in allen Staaten rechtlich verbrieft,



Foto: WrightStudio - stock.adobe.com

seit 1948 aber in Artikel 12 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte international anerkannt.

Dafür gibt es gute Gründe. Denn das Maß an Respekt, das eine Gesellschaft der Privatsphäre ihrer Bürgerinnen und Bürger ent-

gegenbringt, ist ein Indikator für den Freiheitspielraum, den sie ihnen gewährt. In der Privatsphäre sind die Einzelnen der unmittelbaren Kontrolle Dritter entzogen: Hier können sie im Vertrauen darauf handeln, sich für ihr Handeln weder öffentlich noch vor Staatsorganen oder anderen Instanzen rechtfertigen zu müssen.

Indem Gesellschaften anerkennen, dass Individuen einer Privatsphäre bedürfen, schaffen sie deshalb Schutzräume und Nischen für individuelle Lebensweisen. Dadurch wird nicht nur eine Pluralität von Lebensformen möglich, sondern auch das Erproben von Neuem erleichtert: zum Beispiel das Äußern von Gedanken, die noch nicht zu Ende gedacht sind und die man in der Öffentlichkeit nicht aussprechen würde, sei es, weil man sich nicht blamieren will, oder aus Furcht vor

Sanktionen. Oder das Experimentieren mit Verhaltensweisen, für die Dritte womöglich kein Verständnis aufbringen würden. Gesellschaften, die ihren Mitgliedern eine Privatsphäre zubilligen, fördern daher die individuelle Kreativität. Zugleich erleichtern

sie es denen, die politischen Entscheidungen kritisch gegenüberstehen, sich miteinander zu verbünden: Wo ein hohes Maß an Privatsphäre gewährleistet ist, kann es deshalb leichter zur Überwindung ungerechter Herrschaft kommen. Diktatoren zollen der Privatsphäre des Einzelnen daher selten Respekt.

Auch Facebook-Gründer Zuckerberg hat die Privatsphäre schon vor zehn Jahren zum Auslaufmodell erklärt. Gerade im digitalen Zeitalter sollten wir aber darauf beharren, dass Staaten, Konzerne und Private unsere Privatsphäre respektieren. Denn die Kommunikation mittels digitaler Medien gleicht oft einem Auftritt vor Publikum. Das aber bedeutet, dass Kommunizieren strategisch geplant, meine Wirkung auf die Zuhörer kalkuliert sein will. Eine Privatsphäre erlaubt dagegen Formen der Kommunikation, bei denen man auf strategisches Handeln verzichten kann – und einen Austausch von Gefühlen und Gründen, der nicht der Kontrolle Dritter unterliegt. Ihr Schutz sollte uns deshalb heute mehr denn je ein Anliegen sein.

Prof. Dr. Reinold Schmücker ist Professor für Philosophie am Philosophischen Seminar der WWU.

Foto: WWU - Benedikt Weischer



„Unscheinbar, aber wirkungsvoll“

Zwei Jahre DSGVO: Rechtswissenschaftler Thomas Hoeren zieht Bilanz

Am 25. Mai 2018 trat die Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) der Europäischen Union in Kraft. Wie ist es zwei Jahre später um den Schutz der digitalen Privatsphäre in Deutschland, der EU und dem Rest der Welt bestellt? Prof. Dr. Thomas Hoeren, Direktor des Instituts für Informations-, Telekommunikations- und Medienrecht der Universität Münster, zieht im Interview mit SINA TEGELER Bilanz.

Wie steht es innerhalb und außerhalb der EU um den Schutz der digitalen Privatsphäre?

Seit dem Inkrafttreten der DSGVO unterliegt die Privatsphäre in der EU einem hohen Schutzniveau. Auch im Vergleich mit außereuropäischen Ländern gilt sie als richtungweisend. So diente die DSGVO beispielsweise als Vorbild für das brasilianische Datenschutzgesetz, mit der ein rechtssicherer Datentransfer zwischen beiden Ländern möglich ist. In den USA wird der Datenschutz nicht durch eine übergeordnete Verordnung geregelt, sondern über bereichsspezifische Regelungen, welche gerade im kommerziellen Bereich zumeist auf der Selbstverpflichtung von Unternehmen ba-

sieren. Ein tolerables Datenschutzniveau für die Sicherheit von personenbezogenen Daten von Europäern ist jedoch durch die Sonderregelungen ‚Safe Harbor‘ und ‚Privacy Shield‘ gegeben. In Großbritannien gilt die DSGVO im Rahmen einer Übergangsperiode des Brexit bis Ende 2020.

Hat die DSGVO aus Ihrer Sicht ein Mehr an Schutz der Privatsphäre geleistet oder sind weitere rechtliche Regularien geplant?



Thomas Hoeren
Foto: WWU - P. Greuer

Die Änderungen durch die DSGVO sind im Grunde zunächst unscheinbar, aber wirkungsvoll. Denn insbesondere die Landesdatenschutzbehörden verfügen nun über Sanktionsinstrumente: Sie dürfen Geldbußen von bis zu 20 Millionen Euro oder im Fall von Unternehmen von bis zu vier Prozent des gesamten Geschäftsjahrs verhängen (Art. 83 ff. DSGVO). Langfristig soll die DSGVO um die ePrivacy-Verordnung ergänzt werden. Diese beschränkt Datensammlungen im Internet und weitet Datenschutzregeln für klassische

Telefonanbieter auf Internetdienste wie Skype, WhatsApp und Facebook aus.

Was empfehlen Sie den Menschen hinsichtlich der Veröffentlichung von persönlichen Daten oder Fotos im Netz?

Alle Nutzerinnen und Nutzer sollten vor allem ihre technischen Einstellungen zum Datenschutz bei sozialen Medien und ähnlichen Plattformen genau kontrollieren. Wird die Zugriffserlaubnis bei sozialen Medien wie Facebook oder Instagram von öffentlich auf privat geändert, kann das eine Beschränkung der Weiterverarbeitung von Daten zur Folge haben. Mit der Nutzung eines falschen Namens wird die personenbezogene Datenverarbeitung zu einem gewissen Grad anonymisiert. Auch die Nutzung von Werbeblockern und der Software Ghostery, die beim Surfen auf versteckte Dienste hinweist, kann den Schutz der Privatsphäre unterstützen. Letztendlich sollte sich jedermann darüber im Klaren sein, dass die personenbezogenen Daten bei jeder Eingabe übermittelt werden. Deshalb ist ein reflektierter Umgang bei der Veröffentlichung von Informationen essenziell. Insbesondere in sozialen Medien besteht kaum eine Chance auf das ‚Recht auf Vergessenwerden‘, da Informationen oft für immer vorliegen.

Freiwilliger Rückzug als grundlegendes Bedürfnis

Persönlichkeit beeinflusst Umgang mit Privatheit

Ob Frauen oder Männer, Kinder oder Erwachsene: Alle Menschen sind soziale Wesen. Um sich weiterzuentwickeln und voneinander zu lernen, sind soziale Interaktionen mit Familienmitgliedern, Freunden oder Kollegen unabdingbar. Und doch braucht jeder Mensch einen Raum und Zeit, in der er unbehelligt von äußeren Einflüssen ist. Warum ist das so wichtig?

„Menschen haben ein grundlegendes Bedürfnis, sich freiwillig in Bezug auf bestimmte Bereiche vor bestimmten Personen zurückziehen zu können. Dieses Bedürfnis nach Privatheit variiert stark und ist bei manchen Menschen ausgeprägter als bei anderen“, erläutert Dr. Jens Hellmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Psychologie der WWU. Privatsphäre sei jedoch nicht mit freiwilliger sozialer Isolation gleichzusetzen, auch nicht mit der sogenannten auferlegten sozialen Distanzierung, die aktuell in der Corona-Krise geboten ist. „Menschen, die eher introvertiert sind, weisen tendenziell ein höheres Bedürfnis nach Privatheit auf. Das kann von verschiedenen Faktoren wie Persönlichkeit, Alter oder kultureller Orientierung abhängen. Bei einigen Menschen ist es ein wichtiger Be-

standteil der Persönlichkeit, dass sie nicht alles mit allen teilen und mehr Zeit für sich haben.“ Vielen werde das hohe Gut der Privatheit erst bewusst, wenn sie eine unfreiwillige Einschränkung erleben wie beispielsweise bei einem Krankenhausaufenthalt, bei dem sie ein Zimmer mit anderen teilen müssen.

Die Grenze zwischen Öffentlichem und Privatem ist oft fließend. „Wenn jeder alles über die anderen wüsste, würden sich viele vermutlich anders verhalten, als sie es normalerweise tun würden. Man wäre in vielen Aspekten nicht mehr selbst-, sondern fremdbestimmt“, erläutert der Psychologe. Das Recht auf Privatsphäre stelle also zugleich die persönliche Freiheit sicher.

Für viele Menschen ist die Sorge um das Private heutzutage vor allem im Kontext der Digitalisierung relevant. „In den Debatten über die Videoüberwachung des öffentlichen Raumes – mit Gesichtserkennung – fällt häufig das Argument, dass sich niemand Sorgen machen müsse, sofern er nichts zu verbergen habe“, sagt Jens Hellmann. „Das halte ich für zu kurz gegriffen. Jedem Menschen fallen sofort Dinge ein, von denen er nicht möchte, dass sie im Internet kursieren.“ JULIA HARTH

Verbindlichkeit für beide Seiten

Gemeinsam entwickelte Lehr- und Lernstandards am Fachbereich 4 sollen Studienbedingungen weiter verbessern

„Eine Stimme im Fachbereich“ lautet das Motto der Fachschaft Wirtschaftswissenschaften – Wir FB4 das der gesamten Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Dass dies keine leere Phrase ist, beweist ein neues Projekt: In der sogenannten TaskForce Studienbedingungen haben Dozenten und Studierende fast zwei Jahre lang gemeinsame Lehr- und Lernstandards entwickelt. Eines der Kernelemente sind beidseitige Verpflichtungen bei den Lehr- und Lernangeboten, Evaluationen und bei der Prüfungsorganisation. Ziel ist es vor allem, akute Probleme zu lösen, mehr Transparenz zu schaffen und die Studienbedingungen insgesamt zu verbessern.

„Als wir begonnen haben mit den Studierenden über die Lehre und das Lernen zu sprechen, wurde schnell klar, dass einige Probleme nicht warten konnten, bis die Studienstandards fertig formuliert waren“, erinnert sich Dekanin Prof. Dr. Theresia Theurl an den Start. Noch während die TaskForce, in der auch Studiendekan Prof. Dr. Bernd Kempa und Maik Rösler, Geschäftsführer des Prüfungsamtes, mitarbeiten, die neuen Leitlinien entwickelte, setzte der Fachbereich daher bereits einige Punkte um. Dazu gehört beispielsweise, dass die Prüfer zusagen, die sechswöchige Korrekturzeit der Klausuren einzuhalten. Außerdem werden die Prüfungstermine seit 2015 bereits ein Semester im Voraus, statt nur einige Wochen vorher, veröffentlicht.

Der Dialog, den wir dadurch angestoßen haben, ist nicht mehr umkehrbar.

Seit der Fachbereichsrat die Lehr- und Lernstandards im Januar einstimmig verabschiedet hat, sind sie für Studierende und Dozenten gleichermaßen verbindlich. „Das zeigt sich beispielsweise bei den Evaluationen. Die Studierenden müssen konstruktives und aussagekräftiges Feedback zu allen Veranstaltungen geben. Und die Lehrenden verpflichten sich dazu, die Evaluationsergebnisse vorzustellen und kritisch zu prüfen“, erläutert Anne Langen, die als ehemalige Fachschaftsleiterin die Standards mitentwickelte. „Es bedeutet außerdem, dass die Standards



Anne Langen, Prof. Dr. Theresia Theurl und Tanja Koch (von links) sind sich einig: Nur gemeinsam können die Studienbedingungen am Fachbereich nachhaltig verbessert werden.

Foto: WWU - Jana Haack

überprüfbar sind. Hält sich jemand nicht an die Regeln, können wir auf dieser Basis das Gespräch suchen“, ergänzt Studienberaterin Tanja Koch. Dies sei für alle Beteiligten ein Schritt in die richtige Richtung. Der Fachbereich verpflichtet sich zudem, digitale Lehrangebote auszubauen und innovative Lehrformate zu fördern.

„Seit ich 2014 Dekanin wurde, ist es mir wichtig, das Gespräch mit den Studierenden zu suchen. Durch die Arbeit der TaskForce konnten wir viele Kommunikationslücken schließen“, betont Theresia Theurl. „Der Dialog, den wir dadurch angestoßen haben, ist nicht mehr umkehrbar.“ Vor allem die Verbindlichkeit, die mit den Standards für beide Seiten geschaffen wurde, sei eine Innovation. „Unser Wunsch ist es, dass die Regeln selbstverständlich werden und wir nicht mehr auf

ihre Einhaltung achten müssen. Dann sind wir einen großen Schritt weiter“, betont die Dekanin. Die Lehr- und Lernstandards seien zudem Teil des größeren Projekts „Wir FB4 – gemeinsam gestalten“, das neben einem Entwicklungskonzept für die veraltete Bibliothek auch eine Digitalisierungsstrategie und weitere Verbesserungen der Studienbedingungen enthält.

„Aus unserer Sicht als Studierende war vor allem wichtig, dass unsere Stimme gehört wird. Mit diesem Format haben wir die optimale Möglichkeit, uns Gehör zu verschaffen und in direkten Kontakt mit den Lehrenden zu treten“, sagt Anne Langen. Besonders erfreulich sei dabei, dass die Studierenden aktiv nach ihren Meinungen und Ideen gefragt wurden. Wichtig sei zudem, dass durch die Standards mehr Transparenz geschaffen

werde. „Niemand ist enttäuscht, wenn sich beispielsweise die Korrektur der Klausuren durch Krankheiten oder andere Umstände verzögert. Aber es ist wichtig, die Gründe zu kennen, um weiter planen zu können.“ In solch einem Fall helfe die neue Regel, dass die Professoren den Studierenden einen „triftigen Grund“ und einen „Hinweis zur Veröffentlichung“ mitteilen müssen. Die Absprache scheint zügig zu greifen. „Im vergangenen Wintersemester“, meint Anna Langen, „habe ich von den Studierenden nichts Negatives über die Korrekturzeiten gehört.“

JANA HAACK

Das Dokument mit den Lehr- und Lernstandards ist auf der Webseite des Fachbereichs 4 verfügbar: go.wwu.de/nc6w0

Trainingsvideos für das Homeoffice

Die Corona-Krise bringt viele Änderungen des alltäglichen Lebens mit sich. Arbeiten und Lernen zu Hause, Telefon- und Videokonferenzen sowie E-Learning Angebote sind allgegenwärtig. Dabei ist es besonders wichtig, in Bewegung zu bleiben. Fünf Videos aus dem Programm „Bewegte Pause“ für eine „Auszeit in der Hauszeit“ können dabei helfen, Verspannungen und Zwangshaltungen auszugleichen. Sie eignen sich hervorragend zur Pausengestaltung nach längeren Sitzzeiten und zur Reaktivierung der eigenen Leistungsfähigkeit. Die Lockerungs- und Dehnübungen aktivieren den Kreislauf und wirken insbesondere auch gegen Rückenschmerzen. Die Videos entstanden in einer Zusammenarbeit zwischen dem Hochschulsport und dem Projekt „Studentisches Gesundheitsmanagement – my health“.

> www.uni-muenster.de/MyHealth/bewegung

FAQs zu den Folgen der Corona-Krise

Die Vorlesungszeit beginnt zwei Wochen später, Prüfungen werden verschoben, die Orientierungswoche entfällt, Bibliotheken und Universitätsgebäude sind geschlossen. Auch für die Studierenden der WWU haben die Maßnahmen zur Eindämmung des Coronavirus weitreichende Folgen. Damit verbunden sind zahlreiche Fragen. Wie wird mit Hausarbeiten umgegangen? Bleiben einst gesetzte Fristen bestehen? Sind zentrale Einrichtungen wie das Studierendensekretariat, die Zentrale Studienberatung oder die Prüfungsämter weiterhin erreichbar? Die „FAQs für Studierende“ auf der WWU-Webseite geben Antworten auf zahlreiche Fragen. Sie werden laufend aktualisiert.

> www.wwu.de/de/corona-studi-infos.html

DIE NÄCHSTE

wissen | leben
Die Zeitung der WWU Münster

erscheint am
13. Mai 2020.

Rachenabstrich statt Ruhepause

WWU schult Hunderte von Medizinstudierenden für den Einsatz gegen Corona

Die alten Zöpfe müssen ab – und manchmal auch ein Bart. Sechs Jahre lang trug Arne Beyer seinen Gesichtsschmuck, jetzt musste er ihn opfern. Von Trauer aber keine Spur. „Es gibt derzeit Wichtigeres“, sagt der 23-Jährige. Er ist einer von hunderten Studierenden, die die Medizinische Fakultät der WWU derzeit für eine Mitwirkung im Kampf gegen die Coronapandemie schult. Die ersten Studierenden sind bereits im Einsatz – in der Uniklinik Münster, aber auch in anderen Lehrkrankenhäusern der WWU. Dort müssen sie Schutzmasken tragen – und unter die passt kein Bart.

Mit einem Rundschreiben des WWU-Rektorats erreichte auch die Medizinische Fakultät Mitte März die Nachricht: In Nordrhein-Westfalen gibt es vorerst keinen Lehrbetrieb an den Hochschulen. Einerseits die Aussetzung des Unterrichts, andererseits Studiengänge, die nützlich sein können bei der größten gesellschaftlichen Herausforderung der letzten Jahrzehnte und dritten Studierende, die aktiv werden wollten – Studiendekan Prof. Dr. Bernhard Marschall fügte alles zusammen. Er fragte die rund 3.000 Studierenden der Human- und Zahnmedizin, wer sich freiwillig engagieren möchte und welche Vorkenntnisse dabei eingebracht werden könnten. Hintergrund: Viele Ärzte in spe haben vor oder während ihres Studiums praktische Erfahrungen gesammelt; die Qualifikationen reichen bis hin zu abgeschlossenen Ausbildungen im medizinischen Bereich.

„Die Resonanz war überwältigend. In den ersten Tagen nach dem Aufruf haben sich über 1.800 Studierende gemeldet, die sich einbringen wollen“, freut sich Bernd Mar-



Vorbereitung auf den Einsatz im Krankenhaus: Studierende trainieren im „Studienhospital“ der Universität Münster das An- und Ablegen von Schutzkleidung.

Foto: WWU - Erk Wibberg

schall. Personen mit abgeschlossener Pflegeausbildung durften direkt in die Uniklinik, für die anderen organisierte die Fakultät eine spezielle Fortbildung. „Natürlich können wir uns auf die Vorkenntnisse der Studierenden stützen. Aber es wäre unverantwortlich, sie ohne eine spezielle Zusatzschulung in die Krankenhäuser zu lassen“, sagt Dr. Hendrik Friederichs, der das „Studienhospital“ der WWU leitet und mit einem kleinen Team das „MediCOVID“-Programm aufgebaut hat. Dessen Ziel ist es, die Studierenden fit zu machen für die Aufnahme und Versorgung von Corona-Patienten.

MediCOVID besteht aus einem theoretischen Teil, den die Studierenden mittels einer eigens eingerichteten Webseite zu Hause absolvieren. Anschließend geht es zu einer praktischen Schulung ins „Studienhospital“. Trainiert werden dort vor allem drei Punkte:

Händedesinfektion, das richtige An- und vor allem Ablegen der Schutzkleidung (Hendrik Friederichs: „Ausziehen ist deutlich schwieriger“) sowie der Abstrich für den Corona-Test. Aufgenommen in die MediCOVID-Schulung werden vorerst nur Studierende ab dem fünften Semester. Sie haben die im Studium obligatorische Hygiene-Schulung schon absolviert.

Mit dem Programm übernimmt die Medizinische Fakultät der WWU eine Vorreiterrolle. „Sinn einer Universität ist es, Wissen zu generieren und zu verbreiten. Unsere Erfahrungen aus dem MediCOVID-Programm stellen wir daher gern anderen Hochschulen zur Verfügung“, erläutert der Dekan der Fakultät, Prof. Dr. Frank Ulrich Müller. Er ist stolz auf das studentische Freiwilligen-Korps: „Dieses tolle Engagement berührt uns sehr.“

THOMAS BAUER

Warum ich Kunstgeschichte studiere ...

„Immer wieder neue Perspektiven“

Kunstgeschichte mag für einige etwas verstaubt klingen. Viele denken vielleicht an Kirchenarchitektur, Deckengemälde in alten Palästen oder an die Mona Lisa. Über diese spannenden Themen hinaus reicht die Kunstgeschichte jedoch bis in die Gegenwart und ist damit zeitgemäß. Gerade das macht das Studium vielseitig und abwechslungsreich. Hinzu kommt, dass sich immer wieder neue Perspektiven auf Epochen, Künstler oder Kunstwerke finden lassen. Diese können ebenfalls an tagesaktuelle Debatten geknüpft sein, beispielsweise über feministische oder postkoloniale Themen.

Doch Kunstgeschichte bedeutet nicht nur Theorie. Dank Übungen vor Originalen im Masterstudium und zahlreichen Exkursionen sind wir den Werken so nah, wie es der Sicherheitsabstand in den Ausstellungen erlaubt. Genau dort liegt auch mein berufliches Ziel mit diesem Studium: die Kunstvermittlung und Museumspädagogik. Wie weckt man bei jungen und erwachsenen Besuchern Interesse für Kunst? Wie können Inhalte zielgruppengerecht vermittelt werden? Schon während meines Studiums kann ich als Museums-Guide in diesen Bereichen Erfahrungen sammeln.

Auch die lebendige Kunstlandschaft in Münster ist bereichernd. Mit den Kunstmuseen, dem Kunstverein, Galerien, wechselnden Ausstellungen, historischen Denkmälern und der Kunstakademie gibt es eine Bandbreite an Möglichkeiten. Ergänzend zum Studium profitiert man von Vorträgen und Tagungen und bleibt damit kunstwissenschaftlich am Puls der Zeit.

Kristina Weimann (21)



Foto: WWU - Sophie Pieper